

Es war ein Samstag und zugleich der Gründungstag der Schule, also schulfrei. Ich musste jedoch früh hin, um den Tennisplatz zu kehren. Es hatte wohl jemand draußen die Wäsche in der kalten Dezemberluft aufgehängt, jedenfalls roch es gut nach frischen Bettlaken. Ich fühlte mich irgendwie melancholisch an diesem Tag. Das war nicht ungewöhnlich, schließlich musste ich allein den ganzen Weg zur Schule hinter mich bringen, bloß um den Tennisplatz zu fegen, während alle anderen ausschlafen konnten. Seit dem Vorfall mit dem Wirbelwind waren drei Monate vergangen, und ich hatte noch immer keinen Aufsatz über mein Fehlverhalten geschrieben. Stattdessen putzte ich jeden Samstag den Tennisplatz und die Toilette nebenan. Der Court war eigentlich zu groß, um ihn allein zu pflegen, und das Klobecken voller Kippen, die die Schüler heimlich geraucht hatten. Das größere Problem war jedoch, im Klassenzimmer oder in der Bibliothek die Zeit totzuschlagen zu müssen, bis alle Lehrer ihr Training beendet hatten. Erst nachdem nur noch der Pförtner und ich da waren, konnte ich zum Platz hinunterschlendern, mit der Walze die Runden laufen und die Toiletten putzen.

Am Gründungstag war jedoch kein Lehrer da, nicht einmal der Pförtner. Nach getaner Arbeit hängte ich mich mit den Knien ans Reck. Aus dieser Kopfüber-Position betrachtete ich die »Jungs, seid ambitioniert!«-Statue. Dabei konfrontierte ich sie mit der Frage, wie man den Jungen Ambition abfordern konnte, wenn man sie so behandelte. Das war zu viel verlangt. Natürlich gab mir die kurz angebundene »Jungs, seid ambitioniert!«-Statue keine Antwort. Schließlich nahm ich meine Sporttasche und ging zum Studio.

Am Samstagmorgen war auch hier keiner da. Deshalb begann ich auf den Sandsack zu schlagen, der in der Mitte des Studios hing. Bis dahin hatte ich ihn nicht einmal berühren dürfen. Damals besaß ich auch keine speziellen Handschuhe zum Schutz der Fäuste. Nicht einmal eine Bandage hatte ich angelegt. Um ehrlich zu sein, hatte ich keine Ahnung, warum man so etwas überhaupt brauchte. Am Anfang stieß ich ihn nur sanft. Dann begann ich, immer wilder und härter zu schlagen. Schlägt man hundert oder tausend Mal auf einen Sandsack ein, entsteht ein Hass, von dem man selber nie geglaubt hätte, ihn in sich zu haben. Ein Hass auf die Ampel vor der Schule, die nie grün werden wollte, auf das dämliche Gesicht der »Jungs, seid ambitioniert!«-Statue oder auch auf diese bescheuerte Schule, in der man die Schüler zwang, Ehrgeiz zu haben, obwohl einem der Tafelwischer ins Gesicht flog, nur weil man kurz eingnickt war, oder man im Gang mit den Augen auf den Boden gerichtet eine Stunde lang als Strafe ausharren musste, nur weil man die unregelmäßige deutsche Konjugation nicht auswendig gelernt hatte. Auf die hässlichste Schuluniform aller Schulen im Umkreis und auf den ungenießbaren Salat der Schulspeisung, oder auch auf mein dummes Foto im Klassenbuch. Und auch auf die feige Rache von Silicagel, der mich in jeder Unterrichtsstunde zur Lachnummer machte, nur weil ich mich gewehrt hatte. Auf all das entwickelte ich allmählich, ganz langsam, ein Gefühl des Hasses. Ich schrie innerlich über das schäbige Verhalten dieses Menschen, der es geschafft hatte, Lehrer zu werden. Diese Emotionen wurden aus einer Ecke meines Herzens herausgequetscht, so wie ausgepresstes Obst aus einem Entsafter quillt, und es formte sich ein riesiger Wutball. Diese Welt war wirklich nicht in Ordnung. Ich keuchte, hatte das Gefühl, dass mein

Herz gleich platzen würde, und schlug immer weiter zu. Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war. Jemand hielt von hinten meine Arme fest. Es war der Studioleiter.

»Hör auf. Du blutest.«

Tatsächlich lief Blut über meine Fäuste. Die Haut war abgeschürft. Der Leiter sagte mir, ich solle kurz warten, dann brachte er den Erste-Hilfe-Kasten aus dem Büro.

»Warum tust du das?«, fragte er, während er die Wunden desinfizierte.

»Keine Ahnung.«

»Hast du immer so eine Wut in dir?«

»Ja, ich bin immer wütend. Ich weiß aber auch nicht, warum.«

Er schmierte eine rote Flüssigkeit auf die Wunden, streute weißes Pulver darüber und verband sie sorgfältig. Während ich auf meine Verbände starrte, legte er Schere, Bandagen und Desinfektionsmittel wieder zurück in den Kasten, holte eine Zigarette aus seiner Brusttasche und steckte sie sich an.

»Hast du wirklich vor, dich mit dem Hundert-Kilo-Judo-Typen zu schlagen?«

Er suchte meinen Blick. Ich nickte.

»Wenn du so planlos drauflos prügelst, kannst du nicht einmal eine Maus fertigmachen, geschweige denn einen Judo-Typen. Das Einzige, was du mit deinen Fäusten verletzen wirst, sind deine eigenen Hände.«

Er legte seine Zigarette in einem Glasaschenbecher ab, nahm die Grundstellung ein und machte ein paar Schläge in die Luft. Sie waren schnell und wirkten elegant.

»Das nennt man Jab. Du machst die Schulter und die Faust locker und tack, tack, du schlägst nicht mit der Faust zu, sondern streckst den Arm aus, als ob du mal eben schnell Cocktailtomaten aus dem Kühlschrank holst. Tack, tack, deinen Schritten folgend, mechanisch wieder und wieder, tack, tack, du bewegst dich im Takt deiner Schritte, dein Körper bleibt immer im Rhythmus, tack, tack, das ärgert den Gegner und macht ihn nervös. Das wiederholst du so lange, bis die Wut im Gesicht des Gegners langsam zu erkennen ist, tack, tack, immer und immer wieder. Das zermürbt ihn, und jetzt ist er bereit, umzufallen. Ein Schlag mit der Vorderhand und zack! Es ist aus. Versuch's mal!«

Ich stand auf und stieß mit der Faust gerade heraus, wie er es mir gezeigt hatte. »Lass die Schultern locker. Nicht die Faust schwer fliegen lassen, sondern schnell die kleinen Tomaten picken«, hörte ich ihn rufen. Er griff seine Zigarette aus dem Aschenbecher, zog einmal daran und legte sie wieder hin. Dann nahm er erneut die Boxerhaltung ein und schlug noch mal Jabs. Tack, tack.

»Ob im Ring oder auf der Straße, du bist auf der Welt nie sicher. Deshalb ist der Jab wichtig. Tack, tack, mit deinen Jabs gewinnst du Raum, in dem du dich sicher fühlen kannst. Genau das ist der Beginn eines Kampfes. Die Leute sagen, im Kampf soll man rücksichtslos und brutal sein, als wäre blinde Aggression für den Kampf hilfreich. Tatsächlich ist Wut niemals vorteilhaft. Kämpfst du hitzköpfig, verletzt du dich am Ende nur selbst. Der wahre Kampfgeist ist kühl und still. Dein Gegner ist wütend, weil du mühelos in seinen Bereich eingedrungen bist, weil du seinen Stolz verletzt hast. Daher ist er nun sehr gereizt, du dagegen bewahrst einen kühlen Kopf, weil du lediglich eine Cocktailtomate aus dem Kühlschrank holst. Tack, tack, eine Tomate, tack, tack, zwei

Tomaten, tack, tack, drei Tomaten. Du musst die Einstellung, einfach nur leicht­händig Tomaten zu picken, immer im Kopf haben, selbst wenn das Gesicht des Gegners voller Blut ist. Ein Kampf ist gnadenlos. Was meinst du? Könntest du ein Mensch werden, der endlos Jabs schlagen kann?«

Er nahm seine Arme wieder locker an die Seite und holte Luft. Dann sah er mir direkt in die Augen.

»Was ist, wenn ich es nicht schaffe, so einer zu werden?«, wollte ich wissen.

»Es gibt auch eine gute Technik namens Holding. Du nimmst den Gegner einfach in die Arme und lässt ihn nicht mehr los, egal, ob du ihn magst oder nicht. Dann kann er nicht weiter zuschlagen. Er kann dich nicht schlagen, aber du auch nicht. Niemand kann es.«

Was für ein Mensch war ich damals? Jemand, der unablässig einen Jab schlagen kann, als würde ich kleine Tomaten aus dem Kühlschranks picken, bis das Gesicht des Gegners blutig und geschwollen ist? Oder jemand, der den Gegner wohl oder übel einfach mit den Armen umschließt? Eigentlich keiner von beiden. Ich weiß es nicht genau. Ich hatte keinerlei Ambitionen, keine Idee, was ich überhaupt tun wollte. Ich konnte keinen Jab schlagen und noch viel weniger das Holding machen. Ja, so ungefähr konnte man mich als Menschen beschreiben.

Aber ich ging bis zu meinem Schulabschluss weiter ins Boxstudio. Ich verprügelte niemanden, und ich wurde auch nicht verprügelt. Ich wurde nicht zu einem Menschen, der jemanden endlos mit Jabs schlagen konnte. Aber auch nicht zu einem, der andere einfach mit den Armen umschloss. Allerdings joggte ich täglich acht Kilometer am Fluss entlang, übte im Studio die Schritte und Seilspringen. Gegen den blöden Linkshänder im Spiegel schlug ich mehrere Tausend Male Jabs und Aufwärtshaken. Am Wochenende kehrte ich den Tennisplatz und putzte die Toilette. Das hatte nicht nur negative Seiten. Manchmal kam eine hübsche Lehrerin zum Tennis, wenn alle anderen bereits gegangen waren und ich schon sauber machte. Sie unterrichtete Sozialkunde und war gleich nach ihrem Studium neu an unsere Schule gekommen. Ich mochte sie sehr.

»Bist du schon fertig?«

»Alles gut. Spielen Sie ruhig. Ich kann warten.«

»Tut mir leid. Ich möchte Tennis lernen, aber ich spiele so schlecht, dass ich mich nicht vor den anderen traue.«

Etwas scheu wedelte sie mit ihrem Schläger und sah sich auf dem Platz um. Dann blickte sie mich mit einem verschämten Gesichtsausdruck an.

»Könntest du mir einen Gefallen tun und meine Bälle fangen?«

Ich fing ihre Bälle. Tong, tik, tong, tik, tong, tak, oh, hoppla.

»Tut mir leid.«

»Alles gut.«

»Ich spiele wirklich miserabel, nicht wahr?«

»Es ist kaum zu glauben, wie unsportlich Sie sind, obwohl ich es mit eigenen Augen gesehen habe«, antwortete ich lächelnd.

»Warum machst du jedes Wochenende allein hier sauber? Ist das eine Strafe?«

»Das ist schwer zu erklären. Sagen wir einfach, ich habe das Verbrechen begangen, einen wunderschönen Windwirbel zu sehen, den die anderen nicht gesehen haben.«

»Einen wunderschönen Windwirbel?«

»Ja, einen mächtigen Windstoß, der mir mein Leben vergeigt hat.«

Im nächsten Schuljahr, in der elften Klasse, joggte ich statt acht Kilometern täglich zwölf. In den Sommerferien stellte ich mir einen Ernährungsplan auf und achtete auf mein Gewicht, denn ich wollte an einem Wettbewerb teilnehmen. Und samstags machte ich wie immer den Tennisplatz und die Toilette sauber. In der Schulbibliothek stand berühmte Weltliteratur, deren Bände so alt waren, dass man beinahe denken konnte, sie stammten noch aus der japanischen Besatzungszeit. Sie waren in kleinsten Buchstaben gedruckt und meistens todlangweilig. Niemand kümmerte sich um die Bibliothek, und außer diesen Bänden gab es nichts Lesenswertes. Ich hörte, wie die Bälle aufprallten, man schrie, sich anfeuerte und seufzte. Darüber das aufdringliche Lachen der Lehrer. Bis all diese Geräusche endlich aufhörten, saß ich in einer Ecke und las. Und wenn es auf dem Tennisplatz ruhig wurde, ging ich hinunter und machte sauber.

Am Anfang des neuen Schuljahres suchte mich eines Tages Silicagel auf. Gerade lief ich mit der Walze umher, da starrte mich Silicagel vom Zaun aus an. Er schien sehr überrascht zu sein, dass ich wegen des Aufsatzes noch immer jeden Samstag sauber machte. Er beobachtete mich dabei eine gute halbe Stunde und überquerte den Platz, als ich mit dem Putzen fast fertig war.

»So viel Spaß macht es dir also, dass du jeden Samstag allein die Toiletten putzt«, sagte er höhnisch.

Jab!

»Wenn du so gern putzt, kannst du ja nach dem Schulabschluss weiter zum Putzen herkommen. Was meinst du?«

Jab!

»Was ist denn an einem Aufsatz so dramatisch, dass du dich dafür ein ganzes Jahr lang abrackerst? Was für ein Sturkopf!«

Jab!

»Hast du zu Mittag gegessen?«

Jab?

»Ich noch nicht. Lass uns Nudeln essen gehen.«

Silicagel ging mit mir zu einem chinesischen Restaurant gegenüber der Schule. Er bestellte uns Jajangmyeon, und wir aßen, ohne zu reden. Es war eine unbehagliche Mahlzeit. Ich war sogar von dem knallroten Chilipulver auf der schwarzen Sauce peinlich berührt. Nachdem Silicagel alles aufgegessen hatte, legte er die Stäbchen weg und trank einen Schluck Tee. Dabei beobachtete er still mein Gesicht.

»Du musst den Tennisplatz nicht mehr putzen. Wenn ich es mir so überlege, muss wohl ich einen Aufsatz über mein Verhalten schreiben, nicht du«, sagte er etwas beschämt.

Holding!

Dennoch ging ich weiter jeden Samstag putzen, bis ich meinen Schulabschluss hatte. Es war nicht wegen Silicagel, des Aufsatzes oder meiner Verbissenheit. Ich wollte es einfach so. Wie immer schnürte ich jeden Abend meine Laufschuhe zu, lief am Fluss entlang und achtete dabei auf meine Atmung. Vor dem Spiegel schlug ich Jabs und Aufwärtshaken. Und an den Samstagnachmittagen las ich so lange in den uralten Weltliteraturbänden der Bibliothek, bis alle Lehrer verschwunden waren. Anschließend kehrte ich den Tennisplatz. Am Ende der zwölften Klasse sagte der Pförtner: »Wenn du mit der Schule fertig bist, wer soll denn den großen Tennisplatz sauber machen? Willst du nicht sitzen bleiben? Früher mussten manche Jungen eine Klasse wiederholen und besuchten die Schule vier Jahre lang. Aber heutzutage macht jeder seinen Abschluss nach drei Jahren.« Er schien es wirklich zu bedauern.

Nach der Schule hörte ich mit dem Boxen auf. Während ich meinen Spind ausräumte, kam der Studioleiter und fragte: »Übrigens, hast du eigentlich den Judo-Typen k. o. geschlagen?«

»Nein, nicht wirklich k. o., aber ich glaube, es war ein Sieg nach Punkten.«

Er quittierte meine Antwort mit einem spöttischen Lächeln und sagte: »Nein, im Kampf gibt es doch keinen Punktsieg. Entweder du schlägst den anderen k. o. oder er dich.«

Ich legte meinen Kopf in den Nacken und überlegte kurz, wer durch meine Faustschläge auf dem Boden gelandet war.

»Stimmt«, fügte ich lächelnd hinzu, »im Kampf gibt es keinen Punktsieg.«

Ich transportiere lebende Fische mit einem Lastwagen. Es ist kein toller Beruf, der Lohn ist eher bescheiden, und man muss nachts auf der Autobahn fahren. Doch so schlecht ist es auch nicht. Die Arbeit ist anstrengend, aber ich habe keinen Vorgesetzten, der sich immer einmischt. Und ich kann während der Fahrt Musik hören. Schon das ist ein großes Glück. Wenn man um die 30 ist, denkt man nicht mehr daran, die Welt in die Luft jagen zu wollen. Man ist dann mit so viel Kleinkram beschäftigt, dass man kein Interesse dafür aufbringt, alles explodieren zu sehen, selbst wenn man einen ganzen Lkw voller Dynamit hätte. Ich muss den Lastwagen möglichst schnell zum Ziel bringen und darf keine Zeit verlieren. Und die Raten für den Wagen muss ich abzahlen. Außerdem muss ich regelmäßig das Bausparkonto auffüllen und zum Jahresende eine Steuererklärung mit den gesammelten Quittungen machen. Da kommt man nicht auf die Idee, einen Jab zu schlagen. Man fühlt sich täglich so, als würde man von irgendjemandem windelweich geprügelt werden, aber wenn man sich umdreht, schweigt die Welt, und keiner streckt die Faust aus. Man ist ratlos und weiß nicht, wohin man den Jab schlagen soll.

Vor Kurzem bin ich an einer Autobahnraststätte Silicagel begegnet, elf Jahre nach meinem Schulabschluss. Ich war auf meinen Lastwagen gestiegen, um die Temperatur im Wassertank zu überprüfen. Da näherte sich jemand langsam von hinten und sprach mich an.